

# „Sollen wir gehen oder bleiben?“

*Rojen, ein kleines Hochtal am Reschen – 30 Jahre später (1975 und 2005)  
Seine Bewohner, der Fortschritt und die Natur. Äußerer und innerer Wandel*

Von Ursula Baubaus

Abb. 1  
Innerrojen: Ein winziges Gemeinwesen in großer Landschaft, geschützt durch den Bannwald über den Häusern. Deutlich erkennbar die bewässerten Wiesen und in der Höhe der Bereich der Almen.

Vor dreißig Jahren hatte ich am Ende meines Geographiestudiums meine Staatsexamensarbeit zu schreiben. Auf eigenen Wunsch sollte es eine „Feldarbeit“ werden. So geriet eine deutsche Examenskandidatin ins Südtiroler Rojental, um dort in einem winzigen Gemeinwesen die Lebensumstände der Bewohner zu erkunden und den Einfluss der allgegenwärtigen Naturfaktoren, aber auch des einsetzenden Fremdenverkehrs zu untersuchen. (Abb. 1) Sie hat die Arbeit, besonders

mit den Menschen, nie vergessen und immer wieder daran gedacht, später einmal – zusammen mit dem Ehemann, der schon die Examensarbeit geduldig und aufmerksam begleitete, nachzuforschen, welche Veränderungen sich wohl im Lauf einer Generation ereignet hatten. Jetzt, nach dem Abschluss des gemeinsamen Berufslebens war Zeit dazu: Zwei pensionierte Lehrer gingen auf Spurensuche.

Pfingsten 2005  
(die erste Außenansicht)

In flotten Kehren schwingt sich die gut ausgebaute Straße bergwärts, auf halber Höhe verengt sie sich kurz, um durch eine Unterführung zu schlüpfen – die Skipiste nach Reschen führt reibungslos ins Tal. Letzte Schneereste haben sich gehalten, die wohl dauerhafter sind als das bereits hingeschmolzene Naturweiß des Winters. Kleine Schneekanonen am Rand der Schneise durch den Wald lassen den Schluss zu, dass hier sicher nachgeholfen wurde. Schneemangel in den Alpen; seit Jahren ein Problem nicht nur für den Tourismus. (Abb. 2 a, b)

Die Schneise: Noch immer begleitet der stille Hochwald den Weg ins Rojental, und er hat den Eingriff verkraftet, auch Autos, knatternde Motorräder und rotgesichtig keuchende Radsportfahrer nehmen ihm nicht seine Würde.

Vor dreißig Jahren führte hier eine alte Militärstraße hinauf, geschottert, mit wenigen Ausweichstellen (einst gedacht eben für Muli-Verkehr und soldatisches Fußvolk. Und Waffentransporte gingen wohl ohnehin nur in einer Richtung: bergwärts.)

Weiter auf dem modernen Asphalt, der Wald bleibt zurück, das Tal öffnet sich.

Rechts der Straße erscheint Außerrojen, der Hohenegger-Hof. Der alte baufällige Stall lehnt nun an seinem neuen, stattlichen Nachfolger. „Wenn der Toni keine Frau findet, ist es aus mit dem Hof“ – fürchtete das alte Bauernpaar vor dreißig Jahren. Wie schön, der Toni hat eine Frau gefunden, denken die Spurensucher, gespannt auf den späteren Besuch.

Neben der weiter aufwärts strebenden Straße rauscht kraftvoll der Rojenbach, dessen zuverlässige Energie den späten Einzug der Moderne auch in die Häuser ermöglicht hat.

Während weit oberhalb der Straße das noch immer winzige Dörflein Innerrojen sichtbar wird, stolpert der Blick an der ganz großen Veränderung: Die Talstation der Rojenbahn sitzt wie ein Fremdkörper gerade da, wo eigentlich die so besondere Schönheit dieses kleinen Hochtals den Fremden irgendwie stille werden lässt. (Abb. 3)

Also schnell vorbei an den geschotterten Parkflächen, wo alle fremden Fahrzeuge abzustellen sind, vorbei an den Lifтанlagen, dem majestätischen Keil des Vallungberges entgegen, den ein paar Beinahe-Dreitausender mächtig überragen. Schmugglerpfade führten einst hinüber in die Schweiz. Heute: strahlend blauer Himmel über verschneiten Gipfeln – das Rojental eine Postkartenschönheit. (Abb. 4)

Noch zeigen sich im Frühjahr auf den Wiesen beiderseits des Wanderwegs erst ganz wenige Vorboten der berühmten Blüten- und Kräutervielfalt dieses kleinen Tales, ein Ergebnis Jahrhunderte langer Pflege und Nutzung. Im Spätsommer ist die Zeit des Mähens, und die Eigner der kostbaren Ergänzungsflächen nutzen die alten Kochhütten am Weg für verdiente Pausen. Noch vor wenigen Jahrzehnten blieb man eine Woche „oben“, weil der tägliche Weg mit dem Pferdegespann zu mühsam und zeitraubend war. Ein Teil des Heus wurde und wird in vielen klei-



nen Stadeln gelagert, die sich ganz harmonisch in die Landschaft schmiegen. Eine heile Welt tut sich auf.

Ein Blick zurück zeigt aber auch, dass die systematische Erschließung des Tals für den Skitourismus Spuren hinterlassen

Abb. 2 a, b  
Einst eine Schotterstraße – und nun diese Entdeckungen.

Abb. 3  
Vorsaison. Während der Skiferien oder im Hochsommer reichen die Parkplätze aus.

Abb. 4  
Der mächtige Vallungberg teilt das Tal. Am Weg zum Talende die kleinen Hütten als Zeugen emsiger Tätigkeiten zur Heuernte.



hat. Technik, hineingestanz in nahezu unberührte Natur, kann nicht harmonisch sein. Trotzdem sollte man sich die Frage stellen, wie denn die Menschen im hoch am Berg klebenden Innerrojen oder im einsamen Hohenegger-Hof gelebt haben, bevor die Moderne Einzug hielt in diesen scheinbar in sich ruhenden Naturraum.

Sommer 1975

Die Examenskandidatin schreibt und überlegt: „Bis zum Sommer 1973

verfügte in Innerrojen nur ein Hof über fließendes Wasser im Haus, das jedoch nicht einer Quelle entstammte, sondern dem nahe vorbei fließenden Bach“. Er speiste auch „den Brunnen von Rojen, an dem die Frauen bis 1974 Trink- und Brauchwasser holten und seit Generationen noch heute die Wäsche spülen. Ein eigenes Problem unter dem Aspekt eines an sich gewünschten Ausbaus des Fremdenverkehrs.“ (Leintücher sind groß, und die meisten Gäste kommen im Winter. (Abb. 5 a, b)

Zweistellige Minusgrade sind in fast 2000 m Höhe ganz normal. Und dann sind da nur der Brunnen und der Bach. Waschmaschine, Bügeleisen, Licht in Haus und Stall? Elektrische Zuleitungen ins Rojental fehlen ohnehin. Allerdings existiert in Innerrojen ein winziges „Elektrizitätswerk“, seit 1946 ein findiger Einwohner auf den Gedanken gekommen war, den Bach für den Betrieb eines 12-Volt-Generators zu nutzen. In einer kleinen Schutzhütte installiert, dient seine bescheidene Leistung heute zur Beleuchtung in den drei Ställen, damit wenigstens dort die unmittelbare Brandgefahr ausgeschaltet ist. (Abb. 6)

Licht in den Häusern? Gaslampen und Kerzen; aber der endlich erfolgte Wasseranschluss und zwei Hydranten im Ort könnten wohl Schlimmeres verhindern. Dennoch, die Bewohner sagen, dies sei „ein Leben wie im Mittelalter“. Den Rhythmus bestimmt die Natur, das Vieh und erst seit einigen Jahren mischen „die Gäste“ den ewigen Gleichlauf ein wenig auf – auch wenn sie Mühe machen. Sie bringen das dringend benötigte Zubrot zur chronisch unrentablen Landwirtschaft und – Abwechslung.

Durch Ausbau der Häuser (alles in Eigenarbeit natürlich), bei äußerster Beschränkung der persönlichen Bedürfnisse, entstand im Lauf der Jahre auf den vier Gehöften ein Angebot zwischen sechs und fünfzehn Betten für Gäste, die ein paar Urlaubstage lang dieses „Leben wie im Mittelalter“ gerne akzeptierten,



ja sogar reizvoll fanden, d.h. engstes Beisammensein in der warmen holzgetäfelten Stube, Schlafen in ungeheizten Kammern, morgens Wasser im Waschkübel, das reichlich zugige Örtlein außerhalb des Hauses. Das vollendete Gegenbild zu daheim eben. Für die Leute im Rojental war das Leben hart und wurde auch so empfunden, denn der Kampf um die Sicherung der Existenz ließ wenig Raum für die Erfüllung persönlicher Wünsche: Man arbeitete, und abends sah man je nach Erschöpfungsgrad und empfundenem Sinn des Arbeitseinsatzes auf einen guten oder weniger guten Tag zurück. Eine Alternative gab es nicht.

Sollen wir gehen oder bleiben.“ Zum ersten Mal in der langen Siedlungsgeschichte des Rojentals kann sich eine Generation diese Frage wirklich stellen. Die Spurensucher haben sich erkundigt, zunächst in Innerrojen.

Sie beginnen im Gasthof „Bergkristall“ (später „Haus Rojen“ genannt). (Abb. 7)

Die gemütliche, ganz in Holz gehaltene Gaststube wird von Wanderern und Hausgästen genutzt. Auf der Theke liegt ein großer Schlüssel – für die Tür des kleinen Kirchleins, das seit Jahrhunderten die Leute von Rojen beschützt und alljährlich viele Besucher aus dem Haupttal heraufbringt. Früher lag der Schlüssel im Stammhaus der Familie. Die Spurensucher gehen dreißig Jahre zurück:

In der alttümlichen Tiroler Wohnstube, die gleichzeitig auch den Pensionsgästen des Hauses als Aufenthaltsort diente, wurde eine kleine Gastwirtschaft betrieben. Die Arbeit mit den Gästen und im angegliederten Hof, dem Maas-Hof, teilten sich die erwachsenen Kinder. Die alten Eltern konnten nur noch ein wenig aushelfen. Zu den Mahlzeiten und oft auch am Abend lebte die Fami-

Abb. 5 a  
Der Brunnen war Jahrhunderte lang das eigentliche Zentrum von Innerrojen.

Abb. 5 b  
Nun hat er ausgedient.

Pfingsten 2005

Abb. 6  
Auch der Bannwald und das Kirchlein konnten nicht verhindern, dass der Luftdruck einer unweit niedergehenden Lawine das kleine Technikwunder in Schräglage brachte.



Abb. 7  
Dieses Haus war das erste Zeichen eines Wandels in Innerrojen. Erst Jahre später konnte im Dorf weiter investiert werden, siehe rechts im Bild.



lie vorwiegend in der alten Küche, in der seit Generationen der mit Holz beheizte Herd seine Dienste tat, drüber an der Decke der geräucherte Schinken.

Warum diese räumliche Enge? In diesem Hof herrschte die Tradition des Miteigentums. Das Haus ist ganz symmetrisch gebaut, zwei Stuben, die gleiche Zahl an Kammern, nur den „Backofen und den Abort“ (so sagt das Grundbuch) teilten sich die Parteien. (Abb. 8.)

Hier lebten also sechs Erwachsene und während des Winterbetriebs und der damals gerade sich ausbildenden Sommersaison in Spitzenzeiten sicherlich ein Dutzend Leute. In der anderen Hälfte die unverheiratete Schwester des alten Bauern und maximal vier Gäste. Eigenständig, wie sie war, ließ sie sich wohl wenig hereinreden in ihre Lebensführung. Anna-Katharina Maas hat schon vor Jahren Ruhe gefunden auf dem Friedhof in Reschen; nur ein paar

Abb. 8  
Das Stammhaus der Familie Maas: In der rechten Hälfte spielte sich das Gastgeschehen ab. Am rechten Eildrand: Mittelalter und Neuzeit. Unten das „Örtlein“, längst außer Funktion, drüber am Nachbarhaus die Satellitenschüssel.



Schritte entfernt das Grab ihres Bruders Daniel.

Und heute? Eine sehr alte Frau (94 Jahre), die Witwe von Daniel Maas, verlobt ihre bemessene Zeit allein in diesem Haus, liebevoll umsorgt von der Tochter Florina, die seit Monaten wieder in Rojen fast die ganze Woche über wohnt, obwohl sie selbst im Tal eine eigene Familie hat, weil die Mutter nun ein Pflegefall geworden ist. Aber sie hat sich auch um den Bruder zu kümmern, den Erben des väterlichen Besitzes. Der väterliche Besitz? Der Hof, d. h. die Landwirtschaft (12 Rinder, 8 ha Wiesen), das Gasthaus (18 Betten), die Bewirtschaftung der Rojener Skihütte, früher 20 Betten als Einfachstquartier, aber „mit Verköstigung“. Nebenan hielt der Schleplift. Das tut er heute immer noch, inzwischen technisch komfortabler geworden, drei Leute können sich bequem sitzend in die Höhe begeben, und sie haben die Möglichkeit, zwischen den nächsten Abfahrten schnell (eine Tageskarte im Skizirkus von Rojen/Schöneben ist teuer) und nahrhaft zu essen. (Das Matratzenlager gehört der Vergangenheit an.)

Zurück zur Familiensituation: Daniel, der „pater familias“, hatte weit blickend und willensstark schon 1973

beschlossen, dass am unteren Ortsrand von Rojen „die Pension“ entstehen müsse. Daraus wurde dann das „Gasthaus Bergkristall“. Er hat die Eröffnung wohl nicht mehr erlebt und auch nicht den bedrohlichen finanziellen Kraftakt, den die Familie zu leisten hatte. (Selbst die damals über siebzigjährige Mutter habe mitgeholfen, die Dachziegel bereitzustellen, damit Zeit und Geld gespart würde.) Nur unermüdete Eigenarbeit und enger familiärer Zusammenhalt bis heute haben das Unternehmen letztlich gelingen lassen.

Nach Heirat und Wegzug ihrer beiden Schwestern teilten sich die beiden Söhne sehr erfolgreich die Arbeit auf. Joseph, der Ältere, übernahm mehr die Landwirtschaft, aber auch die wichtigen Gänge „zu den Ämtern“ (für viele Bauern, die um ihre Subventionen existentiell zu kämpfen haben, wahrlich kein leichtes Geschäft), Hans, der Jüngere, sah seine Zuständigkeit in der Gastronomie. Beide Männer haben keine Frau gefunden, die das Leben im wunderschönen, einsamen Rojental mit ihnen hätte teilen mögen oder können. Dann starb der Ältere vor der Zeit, und über dem Bruder schlugen Trauer und Einsamkeit zusammen. Der Tagesbetrieb und Zukunftsplanungen, wie z.B. Sa-



Abb. 9 a  
Erinnerung an früher:  
Gemeinsames harmo-  
nisches Arbeiten bei  
der Heuernte ...

Abb. 9 b  
... und doch war das  
Schwerarbeit.

nierungsarbeiten am über 25 Jahre alten Gasthaus in die Wege zu leiten, stellen ihn vor große Entscheidungsprobleme. Auch der Sohn der Schwester Florina, der die Landwirtschaft inzwischen zwar „nur vom Onkel gepachtet hat“, aber mit großem Engagement betreibt, möchte vielleicht eigene Entschlüsse fassen, aber er ist nicht frei. Inzwischen

„helfen wir alle zusammen“, sagt seine Mutter in der Gasthausküche, eine zierliche Frau zwischen großen Töpfen. Das „Haus Rojen“ ist in Betrieb, beide Töchter der Schwestern bedienen in ihrer Freizeit die Gäste, und „sie tun das gerne“, in der Hauptsaison unterstützt von familienfremden Arbeitskräften, die man sich aber nicht immer leisten konnte. „Wir könnten es heute so gut haben“, bedauert Florina Maas, aber Hilfe sei so schwierig.

Der starke Vater liegt schon lange auf dem Friedhof in Reschen und nun bei ihm sein ältester Sohn. Die Spurensucher erweisen dem alten Daniel seit Jahren ihre Reverenz, wann immer sie durch den Vinschgau kommen, denn ohne seine für die damalige Examenkandidatin unschätzbaren Informationen wäre die wissenschaftliche Arbeit einer landfremden Städterin bei aller persönlichen Bemühung nur Stückwerk geblieben.

#### Zwei junge Familien und ein Neubürger

Noch ein weiteres Grab haben die Spurensucher im Frühjahr 2005 aufzusuchen. Wenige Schritte vom alten Nachbarn entfernt, finden sie das Kreuz, unter dem Hilde Federspiel, die Bäuerin des zweiten Hofes von Innerrojen, des Flickerhofes I, ihre letzte Ruhe gefunden hat. Vor dreißig Jahren war auch sie eine wertvolle Informantin, die klug und bedächtig, mit freundlicher Geduld und so liebenswürdig bei der Examensarbeit weiterhalf. „Es ist schlimm, dass sie so früh hat gehen müssen“, sagt Anton Federspiel. Schmal ist er geworden, und auch kleiner als damals. Lebenslange Schwerarbeit, z. B. mit den Heutüchern, die gut 60 kg fassen, haben seinen Nacken gebeugt. (Abb. 9 a, b)

Der Witwer lebt mit dem ältesten Sohn Johann, dessen Frau Sonja und zwei kleinen Buben, den geliebten „Enkelchen“ – noch – im alten Stammhaus. Die jungen Leute haben gebaut und ein

stattliches Anwesen erstellt. Zwei Ferienwohnungen, ein Stockwerk für die Familie; überaus funktionell mit dem Wohnhaus verbunden, das neue, großzügig ausgeführte Wirtschaftsgebäude mit Scheune und hellem Stall für zehn Rinder. Da der junge Bauer überwiegend auf die Milchproduktion setzt, fehlt auch die moderne Kühlkammer nicht (in dieser Höhe preiswert betrieben mit Wasser). Die vollständig gekachelte unterirdische Garage, groß genug für Autos kommender Gäste und die eigenen Fahrzeuge, verbindet Wohnen und Wirtschaften. Besonders im Winter werden es alle Bewohner zu schätzen wissen, dass man das Haus nur verlassen muss, wenn man wirklich nach draußen möchte. Der architektonisch zweifellos sehr gelungene Bau wirkt in dem winzigen Ort, wo die Übergänge zwischen den anderen Wohn- und Wirtschaftseinheiten kaum zu unterscheiden sind, freilich überdimensioniert, aber warum nicht für die Zukunft bauen? (Abb. 10 a, b)

Was aus dem Stammhaus werden soll, ist noch nicht gewiss, „vielleicht vermieten“, meinen die jungen Leute, die sich dort durch zahlreiche Um- und Ausbauten ein schönes Zuhause geschaffen haben, mit einer modern eingerichteten sehr gemütlichen Wohnküche. Die Hausfrau muss auf keinen der vielen Helfer verzichten, die das tägliche Haushalten sehr erleichtern. Die Spurensucher denken an die alte Rauchküche im Stammhaus der Nachbarn zurück: Kein Wasser, kein Strom und heute hier Kühlschranks, Spülmaschine, Elektroherd etc., und nebenan sitzt der Stammhalter vor dem Fernseher – ein Film für die Kleinsten. Aber auch in diesem Haus existiert noch die zurzeit ungenutzte Tiroler Wohnstube. Potentielle Gäste finden hier sicherlich ein gutes Ambiente. „Sollen wir bleiben oder gehen?“ Diese Familie hat sich wohl entschieden und wird mit der Symbiose von Landwirtschaft und Fremdenverkehr dem Anschein nach



eine gesicherte Existenz haben, zumal der junge Bauer, wie alle Männer im Rojental, am winterlichen Liftgeschehen eingesetzt ist – ein zusätzlicher Verdienst.

Ein paar Schritte auf dem kleinen geschotterten Dorfsträßlein führen nach nebenan zum dritten Hof, dem Flickerhof II, der mit dem Nachbargehöft baulich und durch die Familiengeschichte eng verbunden ist. Hier lebt der Neffe von Anton Federspiel mit seiner Frau Vreni, den beiden Kindern und der noch sehr rüstigen Mutter, die unten im Haus ihre eigenen Räumlichkeiten bewohnt.

Durch die unverschlossene Haustür geraten die Besucher über eine steile

Abb.10 a  
Innerrojen vor 30 Jahren. Man sieht den Mangel. Rechts im Bild Stall und Stadl des Flickerhofes I. Links das Haus mit der Treppe, das Stammhaus.

Abb.10 b  
Am rechten Bildrand der Neubau, links daneben „Haus Rojen“

Stiege hinauf zu einer weiteren Tür, die sich erst nach dem Läuten auftut. Hier hat sich die junge Familie ein eigenes Refugium geschaffen. Ein großzügiger Raum öffnet sich, in ganz hellem Holz sind die Wände vertäfelt, kombiniert mit dem Blau der Polstermöbel, städtische Wohnkultur verbirgt sich im vor vielen Jahrzehnten in zäher Eigenarbeit vom Großvater gebauten Flickerhof II. Die Hausfrau wirtschaftet heute in einer funktionalen Küche, im Zimmer der Tochter läuft der Fernseher, sicher gibt es noch ein weiteres Gerät. „Das Leben wie im Mittelalter“ ist Vergangenheit: Innerhalb einer Generation ist in Rojen die Moderne eingekehrt.

Moderne, das heißt auch, dass eine Wohnungseinrichtung eigentlich gekauft wird. Nicht so in diesem Haus. Peter Federspiel, der Hausherr, hat alle Um- und Ausbauten selbst bewerkstelligt und sämtliche Holzmöbel selbst gezimmert. Ihm hat wohl der verstorbene Vater ein besonderes Erbe hinterlassen. Der hatte, wie fast alle Männer seiner Generation, keine Ausbildung, man übernahm eben den Hof. Aber er lernte schon von Kind an bei seinem Vater (der den Flickerhof II gebaut hatte) „durch Zusehen“ das Zimmerhandwerk, denn dieser Urgroßvater war im Neben- oder Hauptberuf Zimmermann. Ganz sicherlich haben sich hier Fähigkeiten erhalten, die über das übliche überlebensnotwendige technische Improvisationstalent hinausgehen, ohne das die Menschen in dieser Abgeschlossenheit verloren gewesen wären und bis heute nicht auskommen können. So bauten sich die Leute von Innerrojen unter Peter Federspiels Leitung 1987 ein kleines Wasserkraftwerk, das wenigstens den Kühlschrank in den Küchen funktionieren ließ.

Peter F. zeigt mit bescheidenem Stolz seine großzügig eingerichtete Werkstatt, die offensichtlich immer wieder genutzt wird. Seine ganze Freude ist ein Quad, d.h. so etwas wie ein überaus robustes, schweres und geländegängiges Motor-

rad mit vier Rädern. Man kann damit Heu auch von steilen Bergwiesen holen, unter Einsatz einer Lastwagenplane, die für ihn die traditionellen Heutücher ersetzt, oder auch einmal eine tote Kuh, wenn es während des Almsommers zu einem Absturz kommt, „aber die Kühe sind vorsichtig“.

Der Erbe dieses Hofes lebt in einer Umwelt, deren Herausforderungen ihn zweifellos reizen; beruflich ist er vielseitig einsetzbar und wohl auch wirklich im Einsatz. Trotzdem hat er viel Freiheit, und seine Frau Vreni arbeitet als Köchin stundenweise in St. Valentin. Das Ehepaar könnte sich mit der vorgegebenen Isolation wohl schon abfinden, doch immer mehr stellt sich die Frage nach der Situation ihrer beiden halbwüchsigen Kinder. Das Mädchen (15) und der Junge (13) gehen in Reschen zur Schule; ein Schulbus bringt die beiden täglich dorthin und auch wieder heim. Welch eine Leistung der Gemeinde für zwei Kinder! Früher liefen etwa acht Kinder den Weg ins Tal und wieder hinauf zu Fuß, beinahe drei Stunden hin und zurück, und im Winter blieben sie dort die Woche über „bei Verwandten“. Die beiden Jugendlichen sind einsam in diesem wunderschönen Tal, es fehlt der Austausch mit Gleichaltrigen. Liebevoller Eltern, ein kultiviertes Zuhause, zweimal im Jahr Belebung des Ortes mit Feriengästen helfen letzten Endes nicht hinweg über lange Wintermonate und die vielen Wochenenden. Sie würden „viel lieber drunten“ im Haupttal leben.

Peter F. hat wesentliche Ausbildungschancen in seiner Militärzeit wachsam wahrgenommen. Sein Traum: „Ich wollte Pilot werden“. Doch dann sagte der Vater: „Du übernimmst den Hof“. Er war der Älteste, also übernahm er den Hof, auch wenn da andere Pläne waren. Trotzdem reichte es noch zu einer offensichtlich soliden technischen Ausbildung, und er wurde – über das Erreichen so genannter Patente – zuletzt Betriebsleiter im Liftgeschehen von Rojen/Schön-



Abb. 11 a  
Das Ergebnis der Umfrage: von links die drei Stammhäuser Maas, Flickerhof I und II und das „Haus mit der Fürstenstube“. Man beachte das kaum noch sichtbare Andreaskreuz, ein Hinweis auf lange Siedlungskontinuität.



Abb. 11 b  
Deutlich sichtbar in der Bildmitte der verfallene Stall dieses Anwesens, eng daneben das „Haus mit der Fürstenstube.“

eben. Seine Begabung und sein Interesse („ich mache alles“) sind aber nun einmal nicht ausgerichtet auf die Landwirtschaft. Er hat den Viehbestand auf wenige Tiere reduziert und den früheren Boxenstall in einen Laufstall umgebaut, d.h. vier bis sechs Kühe können sich frei bewegen und die Kälber ebenfalls, wobei sie sich ihre Milch selber holen. „Mutterkuhhaltung“ heißt das, und dafür gibt es besondere Prämien, weil auf diese Weise der seit Jahren problematischen Überproduktion an Milch sinnvoll ent-

gegengewirkt werden kann. Obwohl ein Freilauf in der vorgegebenen Enge des winzigen Ortes entfallen muss, und die Tiere deshalb nur im alten, recht dunklen Stall leben, hätten sich die Tierarztkosten auf ein Minimum reduziert, sagt Peter F. Und noch ein weiterer Vorteil dieser Haltungsform: Der Arbeitseinsatz verringert sich auf die Zeit zum Füttern und Ausmisten (höchstens eine Stunde täglich), der zweimalige Aufwand für das Melken entfällt und ebenfalls die teure Melkanlage.

Abb. 11 c

„Die Fürstenstube“ hat eine stilgerechte Heimat gefunden. Rechts, unterhalb des Kirchleins das wieder aufgerichtete „Klein-kraftwerk“ – noch immer in Betrieb.



„Bleiben wir oder gehen wir?“ Peter F. und seine Familie haben eine Alternative. Was aber wird dann aus dem Hof? Ein Aus- und Umbau für den Fremdenverkehr würde „über 700 000 Euro“ kosten; diese Investition wird kein Käufer auf sich nehmen. Auch von einem „Jäger“ ist die Rede, der den Hof übernehmen könnte, wie er ist, „einschließlich der 4,5 ha Wiesen, denn das Land gehört ja zum Hof“. „Aber vielleicht bleiben wir auch“, sagte Vreni beim Abschied. Das würde allerdings wohl bedeuten, dass die Kinder in die Mittelschule nach Mals gehen müssen und in das angegliederte Internat. Mindestens die Woche über wären die vier dann keine Familie mehr. Und: Internate sind sicher nicht billig.

Noch ein paar Schritte weiter auf der kleinen Dorfstraße. Die Spurensucher erinnern sich, Innerrojen 1975: „In der Siedlung, erreichbar über einen sehr steilen, nur im Sommer zu befahrenden Weg, geben erst mehrmalige Orientierungsversuche und Erkundungen bei den Bewohnern darüber Aufschluss, dass hier drei voneinander unabhängige Höfe existieren, die auf den ersten Blick

kaum voneinander zu trennen sind. (Abb. 11 a)

Ein viertes Anwesen, seit 1951 von seinen Bewohnern verlassen, an einen Interessenten aus Reschen verkauft und später dem Verfall preisgegeben, verleiht dem Ort einen Anflug von Vergängnis. (Abb. 11 b)

Trotzdem verbirgt sich hinter den Mauern des ehemaligen Wohnhauses eine unvermutete Attraktion, die „Fürstenstube“. Diese Bezeichnung verdankt der vollständig erhaltene Raum seiner bemalten Holzvertäfelung; ein Wandermaler soll um 1770 die Wände mit Heiligenfiguren und barocken Motiven ausgeschmückt haben.

Ganz anders der Anblick 2005: Um diese Fürstenstube herum entstand seit kurzem ein Neubau, gekonnt und einfühlsam eingepasst ins Dorfbild und in die Landschaft. (Abb. 11 c)

Der Sohn des in Reschen lebenden Besitzers bekam das alte Anwesen von seinem Vater geschenkt. Er hat sich offensichtlich einen Traum erfüllt und ein „kleines Paradies“ geschaffen, wie seine Nachbarn sagen. Er lebt ganzjährig in Rojen, obwohl er in Reschen arbeitet.

Es gibt also zwei wesentliche Veränderungen im Ort: das stolze Anwesen der Familie von Hans Federspiel und dieses Landhaus. Nein, es gibt drei: Seit 17 Jahren hat der Maas-Hof einen neuen Stall! (Abb. 12 a, b)

Inzwischen sind alle Häuser weiß verputzt, Holzaufbauten gestrichen (vor dreißig Jahren hatte man andere Sorgen), aber die Hausgärten fehlen, denn die braucht man heute nicht mehr, weil die Versorgung so viel einfacher geworden ist, denn alle Familien haben mindestens einen Pkw, der zeitliche und räumliche Distanzen bequem verkürzt. Da gibt es den Supermarkt in Schlanders, oder man fährt hinüber nach Nauders oder gar weiter nach Samnaun, wo das Benzin besonders billig sei, auch Landeck wird als Einkaufsort genannt, denn die Grenze existiert ja nicht mehr.

Selbst im Winter können die Leute von Rojen und ihre Gäste mit dem Auto ins Tal gelangen, weil seit 1990 auch das steile Sträßlein zum Ort hinauf geräumt wird (zuvor mussten das die Bewohner selber tun oder sie saßen fest). Der Zugang vom Tal herauf und von und nach Schöneben, dem eigentlichen Zentrum dieser Region, wird schon seit 1974 frei gehalten. Nur wenn das Schneien nicht aufhörte, wie schnell kam der Räumdienst nach? Daniel Maas schrieb im Dezember 1974: „Heuer hatten wir minus 22 Grad und mussten für die Fahrt zur Kirche halt doch wieder das Haflinger Pferd anspannen“. Auf keinem der drei Höfe werden heute Pferde gehalten, man braucht sie nicht mehr, denn geländegängige Maschinen (wenn auch überwiegend „gebraucht gekauft“) ersetzen die eine PS bei der Arbeit.

Die Spurensucher fahren zurück für einen Besuch in Außerrojen. Jetzt wissen sie auch, wie sie dieses merkwürdige kleine Bauwerk zu deuten haben, das rechts neben der Straße steht, ganz nah am Rojenbach. Es war das kleine „Elektrizitätswerk“, mit dem sich die Rojener seit 1987 ein wenig mehr Autarkie ge-



schaffen haben. Sie erhielten die Konzession, diesen Strom eigenständig und – gratis – zu nutzen, nur Mehrwertsteuer musste bezahlt werden. Und wenn dann an kalten Tagen mehrere elektrische Heizöfen gleichzeitig betrieben wurden, brach das System schon mal zusammen. (Abb. 13)

#### Außerrojen, der Hohenegger-Hof

1975: „Während sich in Innerrojen mit dem Fremdenverkehr offensichtlich einige Erwartungen verknüpfen, sieht man im vierten Gehöft des Tales der Zukunft eher mit Resignation entgegen. Hier liegen die Last der Hofführung und der Zwang zum Nebenerwerb fast ganz auf dem einen Sohn, der von

Abb. 12 a  
Der Stall des Maas-Hofes 1975.

Abb. 12 b  
Ganz anders der Anblick 2005, doch der finanzielle Aufwand vor 17 Jahren war „erheblich“.



Abb. 13  
Man half sich selbst  
im Rojental.

vier Geschwistern noch im Tal lebt. Die Eltern sind alt und die Bäuerin nimmt außerhalb der Skisaison keine Gäste mehr auf. Für diesen Hof (ca. 12 ha, acht Rinder) dürfte sich das Problem der Weiterführung bald stellen, und seine Lösung wird wesentlich davon abhängen, ob sich eine junge Frau bereit findet, im Rojental zu leben. Mit ihrer Hilfe könnte sich dann auch hier der Ausbau des Fremdenverkehrs bewerkstelligen lassen.“ (Abb. 14 a, b)

2005: So ist das aber nicht gekommen. Der Sohn – „nach der Pflichtschule“, also mit 14 Jahren, arbeitete auf dem väterlichen Hof, später im Nebenerwerb als Hirt während des Almsommers, noch später in der verantwortungsvollen Tätigkeit des Almmeisters. Es gab Waldarbeiten und natürlich bot der damals noch kleine Skizirkus von Schöneben auch ihm die Möglichkeit, bei Wartung und Betrieb der Liftanlagen eingesetzt zu sein. In der Kantine dort oben lernte Toni H. seine Emma kennen, sie war dort Serviererin. „Nach der Pflichtschule musste ich arbeiten, Geld verdienen“, sagt sie. Vielleicht ist in diesem frühen Zwang, mit Urlaubern und deren Launen umgehen zu müssen, vielerlei schlechtes Benehmen mit Würde hinzunehmen, der Wunsch gewachsen, in ihrem neuen Leben als Bäuerin auf dem Hohenegger-Hof und Frau von Toni H. einfach nicht mehr mit Frem-

den umgehen zu müssen. So denken sich das die Spurensucher.

Sie folgen dem Hausherrn in den Stall, wo heute neun Milchkühe, zwei Kalbinnen und sieben Jungrinder stehen. Die Futtergrundlage (10 ha eigene Wiesen und 4 ha Zupacht) reiche nicht, man müsse zukaufen: Mais, Heu, Mineralien (hier würden enge Maßstäbe angelegt, die Milchkontrollen seien streng) und Stroh für die Kälber; die erwachsenen Tiere erhalten nur dünne Waldstreu und Sägemehl, das immer wieder anfällt. Wie im Flickerhof I stehen die Tiere unter einer Milchabsauganlage, die es ermöglicht, die Kühe Platz sparend in ihrer Box zu melken.

Toni H. ist stolz auf diese relativ neue Errungenschaft und außerdem sei sie noch geschenkt gewesen, da ein Freund des Sohnes auf Laufstall umgestellt habe. Und die Installation? Die haben Sohn und Vater eigenhändig bewerkstelligt! Wieder ein Beispiel für unerschöpfliche Improvisationskraft, aber auch echtes handwerkliches Talent, denn solche Unternehmungen müssen solide sein. Auf ähnliche Weise entstand vor zehn Jahren der neue Stall mit einem Minimum an Fremdleistungen. Nachbarschaftshilfe und Eigenleistung, so ist das oft auch heute noch im Gebirge. Den Baum für das Bauholz konnte sich der Hohenegger selbst aussuchen.

Zurück zu den Menschen: Toni H. und seine Frau haben drei erwachsene Kinder, alle erhielten nach der Schule eine Ausbildung. Die zwei Jüngeren stehen auf eigenen Füßen, helfen aber immer wieder mit auf dem Hof. Der Älteste arbeitet nach der Landwirtschaftsschule in Burgeis voll auf dem Hof und er würde „so gerne weitermachen“. Aber wie findet dieser junge Landwirt „eine Frau, die bereit ist, im Rojental zu leben“? Wiederholung eines existentiellen Problems! Eine Generation später hofft der Sohn, der seinen Beruf und die damit verbundene Lebensform gerne akzeptiert, dass er vielleicht doch Glück



Abb. 14 a  
Der Hohenegger Hof  
1975.



Abb. 14 b  
Außerrojen 2005:  
Auch hier wieder  
ist die erfreuliche  
Entwicklung von der  
Mangelexistenz zu  
bescheidenem Wohl-  
stand sichtbar.

hat – wie seine Eltern. Beim Gespräch im Stall sagt der Hausherr, während er die Stellplätze seiner Tiere säubert: „Ich will nicht, dass meine Frau diese Arbeit macht“. Von oben wirft seine Frau das Heu herunter für die abendliche Fütterung. Arbeitsteilung. Ein paar Tage später: Es ist abnehmender Mond, und da müssen die Kartoffeln in den Boden, denn alles, was in die Erde hinein kommt, sollte in diesen zwei Wochen dorthin gelangen, das ist eine der Aufgaben seiner Frau. Man lebt mit der Na-

tur in Achtung, Liebe und Demut. Am Abend: Die Hoheneggerin ist müde, und auch ihrem Mann sieht man einen arbeitsreichen Tag an; er war irgendwo am Berg. Beide sind zufrieden, auch wenn die Arbeit wieder mal hart war, sagen aber auch, dass solches Feierabendgefühl für die junge Generation nicht mehr gelte. Die hat nie erlebt, was es bedeutet, ohne Strom, ohne fließendes Wasser, ohne Landwirtschaftsmaschinen den bäuerlichen Jahresgang zu bestehen und die winterliche Abgeschlossenheit



Abb. 15 Unterhalb von Innerrojen findet der erfreute Besucher diese Informations-tafel.

auszuhalten, bevor sich die Öffentlichkeit endlich darüber klar wurde, welche Bedeutung für die Umwelt und letztendlich für den so notwendigen Tourismus einem funktionierenden Bergbauernernunft zukommt.

Zu ihrem fünfzigsten Geburtstag hat die die Hausfrau ihre erste moderne Küche bekommen, „alle Kinder haben zusammengelegt“. Die beiden jungen Frauen in Innerrojen durften weniger schlicht ihr Leben in der Höhe beginnen, sie sind abends nicht so müde, und dann ist es eben sehr still im Rojental, oft tagsüber schon, wenn die Männer ihren vielfältigen Arbeiten nachgehen.

Die „Zeitzeugen“ (so nennen die Spurensucher die vor 30 Jahren wirtschaftende Generation) empfinden den Einzug der Moderne als große Erleichterung, sie sind dankbar für den „Strom und die Straße“, wie es Florina Maas so treffend auf den Punkt gebracht hat, aber ihre Nachkommen haben noch Energie frei am Abend und auf Grund einer Ausbildung und dem Einfluss des Fernsehens auch Interessen und Wünsche, die über die bergbäuerliche Lebensform hinausgehen. Wie lässt sich da Abhilfe schaffen?

Das Rojental, ein Landschaftsmuseum?

Wer heute ins obere Ende des Rojental hinauswandert, dem fallen am Weg emsige Arbeiten an den schon erwähnten vielen kleinen Hütten auf,

die für das Tal so charakteristisch sind; manche sollen bis 150 Jahre alt sein. Während dieser langen Zeit ist wohl ein wenig Wildwuchs entstanden; Fundamente wurden mit Beton verstärkt, Dächer mit Eternit gedeckt. Seit einem Jahr werden diese alten Hütten saniert, wobei ausschließlich Naturmaterialien verwendet werden dürfen. „Dank der Unterstützung des Forstinspektorats, der Landesabteilung Natur und Landschaft und der Stiftung Südtiroler Sparkasse“ macht das Projekt offensichtlich Fortschritte. Allerdings wird von den Besitzern erwartet, dass sie ihre Eigenarbeit in das Vorhaben mit einbringen. „Mit den Heuschupfen wird gewährleistet, dass die Wiesen im hintersten Rojental weiter gemäht werden. Diese Magerwiesen weisen eine einzigartige Vegetation auf ... Die Eigentümer müssen die alten Dächer entfernen und dann ortstypische Baumaterialien verwenden, wie Lärchenschindeln und Lärchenbretter, sowie für die Entwässerung und Trockenlegung sorgen.“ („Dolomiten“, 18./19. Sept. 04). (Abb. 15)

Um diese Wiesen nicht nur vor dem Wild, sondern auch vor dem Appetit des Almviehs zu schützen, läuft ein weiteres Projekt: Das ganze Tal soll eingezäunt werden, und zwar ebenfalls nur auf traditionelle Art, d.h. hier ohne Verwendung von Fremdmaterial wie z.B. Nägeln oder irgendeiner Art von Drahtmaterial. Die Gesamtlänge des Zauns wird 4,5 km betragen – in Handarbeit verlegt. Warum dieser Aufwand? Der Zaun soll sinnvolle Heuerträge gewährleisten und damit den Anreiz geben für die Besitzer der Wiesen, diese auch weiterhin zu mähen. (Abb.16)

Besonders die immer zahlreicher werdenden Sommerwanderer werden diese Arbeiten zu schätzen wissen, denn die sorgsame Pflege und Nutzung des kleinen Tales beschert ihnen in einer fast sanften Hochgebirgslandschaft eine herrliche Vegetation und darüber hinaus die Gegenwart der Tiere auf den Almen unter den Gipfeln der schweigenden

Berge – mit denen die 15 Bewohner des Tales an Schlechtwettertagen und außerhalb der Saison allerdings alleine sind.

#### Ein Wort zur Almwirtschaft

Die Spurensucher erinnern sich an eine Nacht im August 1975, ein Kaltlufteinbruch hatte Schnee auf die Höhen geschickt, als sich im Dorfsträßlein von Rojen eine beachtliche Menge Tiere Schutz suchend drängte. Ganz sicher werden sie am nächsten Tag während der Rückkehr durch die Mähwiesen ins steile Gelände ihrer Alm ein wenig von dem hier so einfach zu genießenden Futter aufgenommen haben. Den Fremden verwundert es schon, dass hier einen kurzen Sommer lang, so große Tiere eine Futterbasis finden und trotz der Ausgesetztheit des Geländes relativ wenige Unglücksfälle geschehen. „Die Tiere sind vorsichtig“, hat Peter F. gesagt.

Während das Galtvieh, d.h. immerhin 500 Jungrinder, die zum Teil schon trächtig sind, im hinteren Rojental weidet (das Gelände ist hier besonders steil), sind die Bereiche um den Piz Lat (also im vorderen Teil des Tals) etwa 60 Kühen vorbehalten, die hier auch schützenden Wald im Bereich um die Reschener Alm finden können.

1975: „Pläne für die zukünftige Gestaltung der Almwirtschaft.“

Die wohl nachhaltigste Maßnahme dürfte darin bestehen, dass im Bereich des Piz Lat „in drei bis vier Jahren“ eine Melkalm eingerichtet werden soll. Das Transportproblem wird durch das Vorhandensein einer alten, aber gut befahrbaren Militärstraße keine Rolle spielen, zumal sich im Gegensatz zur derzeitigen Situation im Rojental lohnende Milchmengen ergeben würden, und für die Bauern von Reschen entfielen somit die Sorge um Komplikationen durch vorzeitiges Trockenstellen des Milchviehs.“

Seit 1980 gibt es diese Melkalm, d.h. abends ist Melkzeit und danach werden die Tiere in der Nacht wieder sich selbst



überlassen. Ganz stolz ist die Gemeinde auf eine neue Errungenschaft: Seit 2003 wird diese Milch nicht mehr täglich über die ehemalige Militärstraße ins Tal transportiert, sondern durch eine „Pipeline“ zur Molkerei nach Reschen geschickt mit genau überwachter Kühltemperatur und Fließgeschwindigkeit („sonst gibt es Butterklumpen“). Hightec im Gebirge. Vielleicht rechnet sich der Aufwand, weil die anfallende Milch ausschließlich zu Käse verarbeitet wird, was der bekannten Überproduktion an Milch entgegenwirkt und deshalb mit entsprechenden Prämien belohnt werden dürfte.

2005: Die Spurensucher fahren zur „Reschener Alm“. Noch ist Mitte Mai niemand hier oben, auch wenn der Auftrieb schon hätte erfolgen sollen, aber das Gras sei noch viel zu kurz, meinen die Bauern. Die Futterersparnis durch das Sömmern ihrer Tiere wird in diesem

Abb. 16 Im Vordergrund der hier ganz zahme Rojenbach, dahinter ein Teil des neuen Zauns. Nach Unwettern dürfte er sein Verhalten ändern, man beachte die kräftigen Erosionsspuren unterhalb der Hütten. Deren Besitzern ist es erlaubt, das Tal zu befahren, Fremde sollen es nur zu Fuß betreten, sonst können sie „gestraft“ werden.

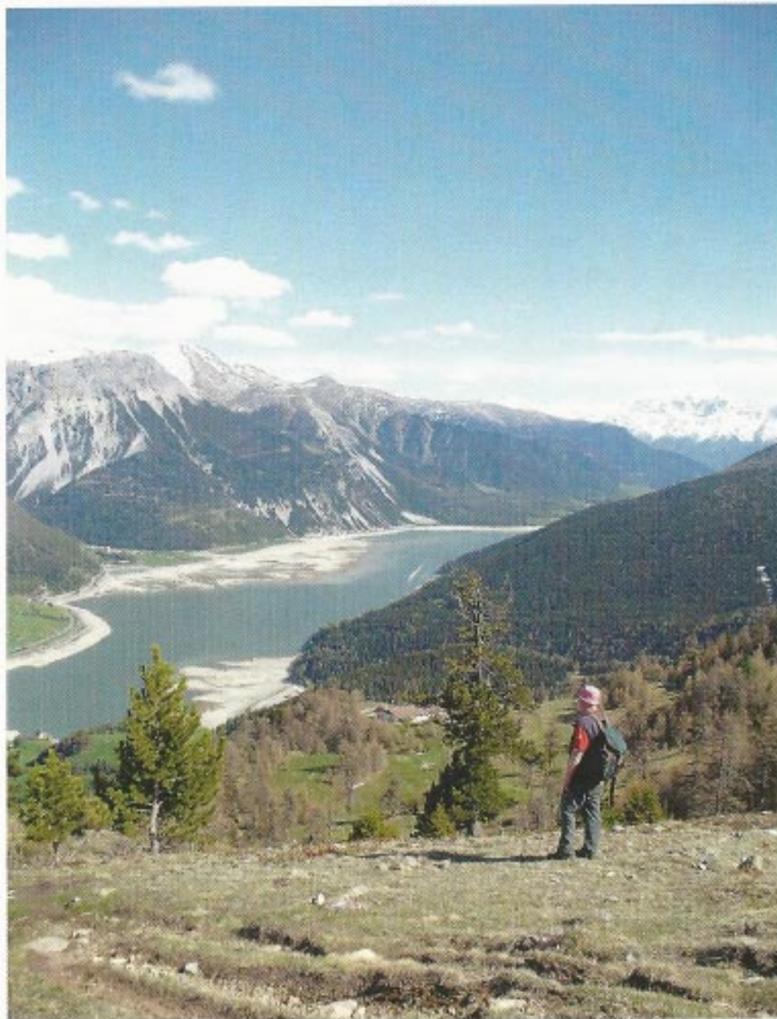


Abb. 17  
Man ahnt die Attraktivität dieses „Kunstsees“ im Winter, wenn der Schnee die Verlandungsstellen zudeckt, und im Sommer, wenn der hohe Wasserstand die Uferlinie ganz naturgegeben erscheinen lässt.

Jahr also etwas geringer sein. Zwei, drei Wochen später sind die Tiere dann da, befördert mit Lastwagen, versammelt wohl zunächst im und vor dem großen Stall, wo sie auch trinken können. In der geräumigen Sennhütte werden ihre Besitzer und später die Wanderer einkehren.

#### Geld gegen Land

Auch für bequeme Aussichtspunkte ist gesorgt, man kann sein Brot essen und aus der Vogelperspektive hinunterschauen auf den Reschensee, dessen Entstehung so viele menschliche Tragödien verursacht hat. (Abb. 17)

1949 ließ der italienische Montecatini-Edison-Konzern einen Teil des oberen Reschentals fluten (durch Vereinigung zweier von drei natürlichen Seen),

um die Kapazität des Kraftwerks bei Schluderns zu erhöhen. Dabei gingen 523 ha nutzbarer ebener!! Boden verloren, 500 Menschen mussten abwandern, denn Ackerland und Grünflächen fehlten nun. Sie und jene, die bleiben wollten, erhielten Entschädigungen, nach bürokratischem Schlüssel: Geld gegen Land und eine oft verlorene Identität. Das Dorf Graun traf es am härtesten, es existiert heute als Neu-Graun, hingeklebt an die Flanke des Grauner Berges. Wer im stattlichen Hotel „Traube-Post“ in Graun einkehrt, erfährt in einem gut gemachten Informationsblatt, dass die Einwohner damals zusehen mussten, wie ihre Häuser gesprengt wurden und in den Fluten versanken. Gegenüber, am Seeufer starren von einem großen Parkplatz aus ganze Busladungen voller Touristen und viel anderes durchreisendes Urlaubervolk auf den letzten Zeugen dieser aus Wirtschaftsinteresse gemachten Katastrophe: den Kirchturm von Alt-Graun, der mitten im See steht. Wie viele der Starrenden wissen um seine Geschichte?

Und wie liest sich das in einer süd-deutschen Zeitung, die Winterfreuden in Südtirol beschreibt? „Traumhafte Perspektiven tun sich auf der Reschenrundloipe auf. Und vor der malerischen Kulisse des versunkenen Kirchturms im zugefrorenen Reschensee geht auch für Eis- und Kitesegler, Eisläufer und Eistockschützen alles glatt“ („Nürtinger Echo“ 10.11.05). Ein paar Monate zuvor, im Mai war der See halb leer, der winterliche Energiehunger und die Bindung des Wassers in Schnee hatten ihn zu einem wenig eindrucksvollen Riesentümpel verkommen lassen. Nach der Schneeschmelze und nach den einsetzenden Regenfällen wird er seine Attraktivität zurückgewinnen, für vielerlei sommerliche Aktivitäten. Er bereichert also auch in diesen Monaten ganz zweifellos die klare, herbe Gebirgslandschaft und lässt Fremde vielleicht ein wenig länger bleiben, als sie ursprünglich wollten.

Wer im Bereich des Piz Lat wandern will, holpert gern mit dem Auto die alte Militärstraße hinauf und lässt es dann bei der Alm stehen. Almwirtschaft und Fremdenverkehr – eine Symbiose.

Gepflegte, weil genutzte Mähwiesen im Talgrund, drüber die Almen, dazwischen Innerrojen mit dem Kirchlein St. Nikolaus aus dem 14. Jh., das auf eine lange Siedlungskontinuität hinweist, und der Hohenegger-Hof. Hoffentlich noch lange Zeit kein Museum. „Man muss das Leben erhalten im Tal“, wünschte vor dreißig Jahren der junge Fraktionsvorstand von Reschen, und sein besonnener Nachfolger ist genau der gleichen Meinung.

#### Rojen 2005 die Straße, der Strom, der Tourismus

Versucht man alle Veränderungen zusammenzufassen, die sich in dreißig Jahren ereignet haben, muss überlegt werden, in welchem Maß der Eintritt der Moderne in das „Leben wie im Mittelalter“ Situation und Lebensgefühl der Menschen im Rojental heute bestimmt.



Abb. 18  
Die Talstation, naturfremde Technik. Die Menschen von Rojen stört sie sicher weniger als den Fremden, der nicht weiß, dass er hier einem Beispiel für die Nachhaltigkeit einer Investition begegnet.

Schon seit 1963 versuchte die Gemeinde die ehemalige Militärstraße im Winter offen zu halten und damit die Isolation der Menschen im Rojental zu lindern und den Skitourismus zu fördern, denn seine naturräumliche Ausstattung macht das kleine Tal für den Ski- und Wandersport ganz besonders reizvoll.

1980 begann der großzügige Ausbau der alten Schotterstraße. Heute finden im Sommer und Winter alle Besucher leicht ins Rojental hinauf – ohne wie früher bei Gegenverkehr mühsam nach einer Ausweichbucht suchen zu müssen, im Winter nicht selten ein abenteuerliches Unterfangen.

Den Höfen im Tal erlaubt „die Straße“ eine Erweiterung ihrer Produktionsbasis. Während früher nur Zucht und Mast betrieben wurde, d.h. die Milch musste auf Grund der Abgeschlossenheit verfüttert werden, haben die Bauern nun außerdem die Möglichkeit, täglich schnell und sicher die Molkerei in Reschen zu beliefern. Und nicht zuletzt: Reschen und das Haupttal sind näher gerückt und damit leichter erreichbare Versorgungs- und Arbeitsmöglichkeiten.

#### Die Straße

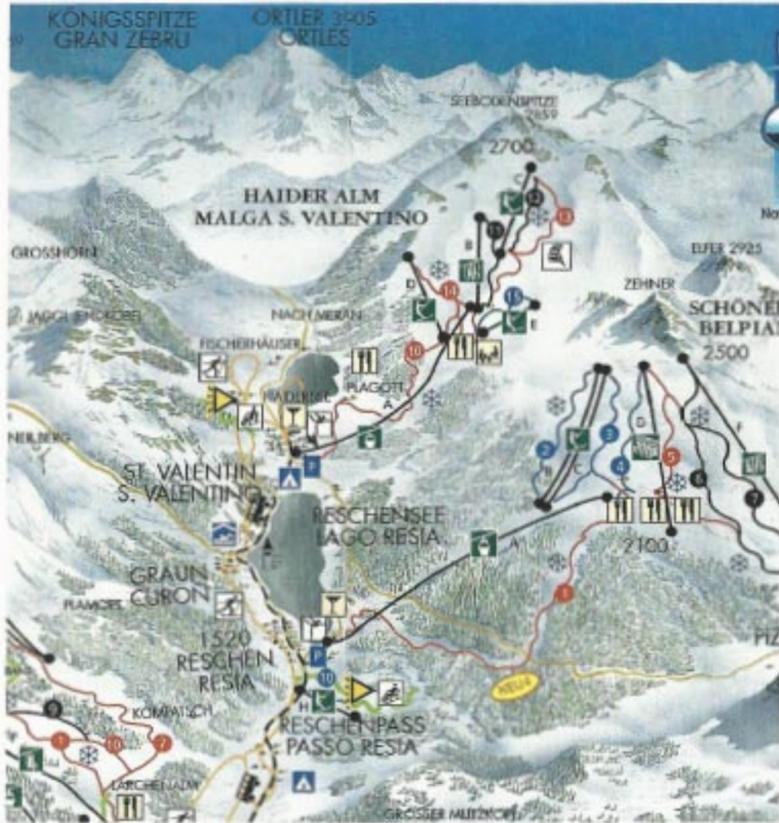


Abb. 19 Die gut gemachte Karte verdeutlicht das Eingebundensein des kleinen Tals in den winterlichen Skibetrieb.

Aus der Panoramakarte „Stigebiete Reschenpass, Schöneben und Haider Alm“ Tourismusverein Vinschgauer Oberland, Graun im Vinschgau (BZ), Design, Foto und Tourist: G. Agerer, Nauders.

Wer unter den zahlreicher gewordenen Touristen überlegt sich das?

#### Der Strom

Immer wieder haben die Rojener versucht, an einer Errungenschaft teilzuhaben, die in den großen Tälern der Alpen seit vielen Jahrzehnten völlig selbstverständlich ist. Dort fragt sich niemand mehr, wie denn das tägliche Leben verlaufen würde ohne eine funktionierende Stromversorgung. Wie schon erwähnt, hat man sich im Rojental einigermassen durchgeholfen, aber den wirklichen Anschluss an die Moderne verdanken seine Bewohner letztlich der Installation der „Talstation Rojen“. (Abb.18)

Von hier aus führen zwei Sessellifte für jeweils drei bzw. vier Benutzer hinauf nach Schöneben oder zum Zwölferkopf. (Abb. 19, Kartenausschnitt!)

Spätestens jetzt kann man unser kleines Tal nicht mehr isoliert sehen, denn es ist Teil des winterlichen Skizirkus um Schöneben und hat damit

Anteil an einer Art Tourismus, die als „nachhaltig“ bezeichnet werden kann. Was ist nachhaltiger Tourismus?

Im Wesentlichen sind zwei Bedingungen an die Verwirklichung dieses Gedankens geknüpft.

Erstens: Die Menschen einer Region müssen auf Dauer Nutzen von ihm haben.

Zweitens: Die größtmögliche Schonung der Umwelt muss gewährleistet sein.

#### Reschen, Rojen und Schöneben

Seit etlichen Jahren haben die Förderer des winterlichen Individualtourismus erkannt, welche vielseitigen Nutzungsmöglichkeiten das Obervinschgau bietet. Neben Pisten für Köhner finden auch Wintertouristen, die gern etwas gemäßigter abfahren möchten, das Relief, das sie wünschen. „Weit und sonnig, steil und buckelig, variantenreich und herausfordernd, familientauglich und überschaubar“ beschreibt die schon erwähnte süddeutsche Zeitung das „Ski-paradies Reschenpass“, das seine überaus nützliche Ausprägung zwei natürlichen Gunstfaktoren zu verdanken hat. Gletscher der letzten Eiszeit schufen in großer Höhe Verebnungen (s. Schöneben), und das hier anstehende leicht verwitterbare Gestein milderte die Steilheit der Hänge. (Abb. 20 a) (Abb. 20 b)

Bis 1988 erschloss vor allem die Kabinenbahn von St. Valentin aus die Höhen an der Westflanke des Haupttals. Ein großer Parkplatz am Nordufer des Reschensees und eine Talstation mit immerhin drei Kassen beweisen, dass man auch in Reschen selbst teilhaben wollte am winterlichen Besuchersegen, und sich außerdem eine Intensivierung der Sommersaison versprach. Die inzwischen installierte Kabinenbahn Reschen-Schöneben habe zu einem beachtlichen Aufschwung geführt, erfahren die Spurensucher. Im Winter 2004/2005 wurden z. B. 403.000 Fahrten verbucht, im Sommer 2004



Abb. 20 a Diese Ansicht von 1975 zeigt deutlich das für den Ski- und Wandersport gleichermaßen überaus günstige Gelände. Innerrojen ist zu sehen und der schmale, aber schon damals befahrbare Weg nach Schöneben. Im Hintergrund die Zehner-, Elfer- und Zwölfer Spitze.



Abb. 20 b Im Hintergrund wieder die Gipfel der drei „Hausberge“ von Rojen. Sichtbar zeichnen noch im Frühjahr Reste des „Kunstschnees“ die seit etlichen Jahren installierten Pisten vom Zwölferkopf (rechts im Bild) und von Schöneben (links) nach. Wo jetzt erst der Schnee schmilzt, blühen die Krokusse, wenig daneben bereits die Schlüsselblumen als zweite Frühlingsboten. „Wie nach einer Lawine“, sagte Florina M.

waren es 4.700; man ist zufrieden mit diesen Zahlen. (Abb. 21)

Dabei gelang die Verwirklichung des seit vielen Jahren geplanten Unternehmens erst nach kontroversen Diskussionen, weil viele Bauern den Teil des Waldes nicht opfern wollten, der für die Erschließung des Geländes einschließlich der Schneise für die 3,5 km lange Abfahrt nach Reschen weichen musste. Im oberen Vinschgau sind die Bauern zwar nicht Eigentümer des Waldes (der gehört der Fraktion), sie haben aber das

Nutzungsrecht, d.h. Nutz- und Bauholz (zum Heizen oder für einen neuen Stall), nicht zu vergessen das Waldweiderecht während des Almsommers ist ihnen garantiert.

Zum Stichwort „nachhaltiger Tourismus“: Die Betreiber der Reschener Kabinenbahn und der Lifтанlagen im Rojental (kein Fremdkapital spielt eine Rolle; es handelt sich hier um eine AG, deren Aktionäre ausschließlich aus dem oberen Vinschgau stammen) haben erkannt, dass „Kunstschnee“ zur Schnee-

Abb. 21  
Im zeitigen Frühjahr wirkt die Anlage völlig überdimensioniert und der geschotterte Riesenparkplatz wenig ansprechend. Aber hier sollte Funktionalität Vorrang haben, d.h. den stehenden Verkehr zu bündeln und winterliche Warteschlangen in Grenzen zu halten.



sicherheit einerseits (nicht in jedem Jahr ist seit dem sich anbahnenden Klimawandel Verlass auf pünktlich und in genügender Höhe zur Verfügung stehendes Winterweiß) und der Verlängerung der Saison andererseits unumgänglich sei. (Abb. 22, s.a. Abb. 20 b)

Dazu war Energie notwendig, die Wasser (aus dem Rojenbach!) in der Nacht durch die Düsen der Schneekanonnen jagt und bis zum Morgen die erforderlichen Schneemengen produziert. Und siehe da: Seit 2001 können sich die Bewohner des Rojental endlich darauf verlassen, dass die Stromversorgung nicht zusammenbricht, auch wenn sie alle gleichzeitig die Waschmaschine anstellen und in der Übergangszeit elektrisch heizen. Seit 2001 – ein Schlüsseljahr! – kommt der Strom „von außen“, d.h. vom Wasserkraftwerk der „Energie Oberland“, gespeist vom unermüdlichen Rojenbach. (Abb. 22)

Nebenher: Als die Umstellung geschah, gingen erst einmal alle Lichter aus, es musste bei Kerzenlicht gemolken werden, Mensch und Vieh waren „ganz durcheinander“. Dennoch: Seit diesem Zeitpunkt ist Bedingung Nr. 1 restlos verwirklicht.

Auch Bedingung Nr. 2 hat sich wohl erfüllt. Im „Skiparadies Reschenpass“ haben es die Verantwortlichen offensichtlich verstanden, die herbe Schönheit dieser Landschaft zu bewahren, und zwar so, dass auch im Frühjahr, das ökologische Sünden besonders unbarmherzig aufdeckt, kaum Spuren der winterlichen Nutzung zu sehen sind. Umwelt- und sozialverträglich ist diese Nutzung, denn „im Winter haben alle Männer Arbeit“, erfahren die Spurensucher, und Aktionäre in der großen AG des Obervinschgau sind auch die Männer von Rojen.

Seit Jahrzehnten steckt die Landwirtschaft Europas in einer tiefen Krise und die im Alpenraum ganz besonders, denn Rentabilitätsabwägungen (z. B. erst ein Winterbestand von ca. 30 Rindern sichere die Existenz), bezogen auf den Alpenraum, scheitern fast immer an natürlicher Ungunst. Also: Wie und wo ist ein Zubrot zu finden?

Da sind einmal Arbeiten vor Ort: Der erwähnte Einsatz im winterlichen Liftgeschehen, für etliche Wochen auch der Verdienst durch die Touristen selbst in der kurzen Sommer-Saison, Waldar-

beiten, Instandsetzung der Almen nach jedem Winter usw. sichern etwa 25% des Einkommens, weitere 25% könnten durch landwirtschaftliche Verkäufe erzielt werden, die andere Hälfte ergibt sich durch staatliche und kommunale Unterstützungen. (Eine sehr grobe Rechnung natürlich, die auch in ihrer Zusammensetzung durchaus schwanken kann.)

Es würde zu weit führen, alle Prämien und Zuschüsse aufzuzählen, auf die ein Bergbauer rechnen kann. Nur ein paar Beispiele: Als Erzeugerpreis für Milch wird 40 bis 50 Cent genannt; ein Landwirt in Süddeutschland erzielt etwa 23 Cent.

Es gibt eine Erschwerniszulage für die Bewirtschaftung steiler Bergwiesen und dazu noch einen Grünlanderhaltungsbeitrag.

Bei der Anschaffung von Maschinen oder der Erstellung von Wirtschaftsgebäuden kann mit Zuschüssen bis zu 50% gerechnet werden.

Südtirols Bergbauern werden offensichtlich nicht allein gelassen, denn letztlich sind sie die Bewahrer jener Kulturlandschaft der Alpen, die alljährlich Millionen Erholung Suchende ins Land bringt. Die Alpenlandschaft, von der viele denken, dies sei etwas wie ein Geschenk der Natur, diese Landschaft ist „geschaffen vom Maul der Kuh“, wie der Journalist Horst Stern vor Jahrzehnten schon geschrieben hat. Und diese Kühe müssen gepflegt und bewirtschaftet werden, d.h. es muss Leute geben, die den Beruf des Landwirts im Gebirge nicht nur als Sicherung der Existenz verstehen (was er ja eh nicht mehr ist), sondern als Lebensform aus Überzeugung akzeptieren, denn bisweilen gibt es heute schon Alternativen.

Wer also findet, die Subventionen in die bergbäuerliche Landwirtschaft seien so nicht gerechtfertigt (Im städtischen Flachland sind diese Stimmen leider nicht selten!), der frage sich, ob er im Sommer auf den Wechsel von Wäldern, Wiesen und Almen verzichten möchte



und im Winter auf die baumfreien Bereiche, die zum Schwingen so richtig einladen. Aber nur wo geweidet und gemäht wird, bleibt Wald und Busch unter Kontrolle. Von den Arbeitsplätzen, die direkt oder indirekt von der Zahl der Touristen abhängig sind, braucht man gar nicht zu reden. Wenige fragen auch, in welchem Maß die subventionierten Bergbauern an Lawinverbauungen und der Zählung von Wildbächen beteiligt sind. Gegen Bezahlung natürlich, aber sie sind vor Ort und verstehen, was sie tun.

Zurück nach Rojen. „Der Strom und die Straße haben wirklich was verändert“, sagt Florina M. Beide Neuerungen haben die naturgegebene Isolation beendet, bescheidenen Wohlstand

Abb. 22  
In unmittelbarer Nähe zur Talstation kann man das für Rojen so wichtige Bauwerk umrunden. Ganz nahe rauscht der Rojenbach, hier an der Mündung in den Reschensee Pitzbach genannt.

Noch einmal:  
„Der Strom und die Straße“

Abb. 23  
So leicht kann das Einbringen des Futters aussehen. Wie wird der Winzling oben im duftenden Heu in 30 Jahren denken? Wo wird er sein?



und eine Erleichterung der täglichen Lebensführung ermöglicht. Die jungen Frauen sinken abends nicht mehr völlig erschöpft an den Kachelofen, neben sich bereits schlafende Kinder, auch sie todmüde vom Schulweg und der Mitarbeit im Hof. Und auch die Männer müssen nicht mehr an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gehen.

Draußen steht geländegängige Technik auf den Wiesen, die Frauen müssen die Wäsche nicht mehr im Brunnen spülen, und der Herd funktioniert allein und zuverlässig.

Rojen 1975: Man war müde, manchmal viel zu sehr, und für Unzufriedenheit blieb keine Kraft und für Langeweile schon gar nicht, irgendwo hatte alles seinen Sinn. Die Arbeit erfüllte den Tag. „Wir haben gerne gearbeitet“, sagt Florina M. Sie ist dankbar für die Erleichterungen in der täglichen Lebensführung, sie hat es anders gekannt. Auch Toni H. und seine Frau, die zum 50. Geburtstag ihre erste moderne Küche bekam, denken so. Sie „lieben die Natur“ und möchten „nur gesund bleiben und arbeiten können“.

Und die Nachkommen dieser „Zeitzeugen“? Die Rojener haben Kraft und Zeit gewonnen, aber wohin damit in

dieser Einsamkeit? Natur kann auch schweigen. Wenn eine junge Frau am Morgen vors Haus tritt, der Mann geht vielerlei Arbeitsmöglichkeiten nach, die Kinder sind in der Schule, und sie schaut hinauf zu den Bergen. Dann geht sie zur Nachbarin, oder die kommt zu ihr, deren Kleine sind beschäftigt mit dem vielen Spielzeug, das sich angesammelt hat, oder sie dürfen unter der Obhut des Opas mit hinaus in die Wiesen, oder ihr Vater nimmt den Traktor und den Heuwagen, und drei Generationen fahren aus um Futter zu holen fürs Vieh. (Abb. 23)

Die jungen Frauen haben wirklichen Mangel nicht gekannt, jede hat einen Beruf erlernt, sie stammen aus dem Haupttal. Ende September wird es schon wieder kalt, bald kommt der Schnee. „Sie kommen zum Urlaub hierher, wir leben hier“, gibt Vreni F. zu bedenken, die einfühlsam immer wieder versucht, ihre beiden Teenager sinnvoll zu beschäftigen.

**W**ird der Erbe des Hohenegger-Hofs eine Frau finden, die mit ihm ein Leben teilen möchte, als freiwirtschaftende Bäuerin einerseits, die aber auch den physischen Einsatz an-

dererseits in der noch traditionell geführten Landwirtschaft nicht scheut und nicht die zeitweise Isolation. „Man muss die Natur lieben“, sagt der Hausherr von Außerrojen.

Und wie wird es weitergehen mit den Plänen und Wünschen des Daniel Maas, der auf dem Friedhof von Reschen liegt? Der Enkel würde die Landwirtschaft gern weiterführen, aber irgendwann stellt sich auch hier die Frage, die sich Hunderte seiner jungen Bergbauern-Kollegen eben stellen müssen. Allein bleiben wird er nicht wollen im Rojental.

Und das Gasthaus? Da würde sich der alte Daniel freuen, denn diese Investition hat sich als nachhaltig erwiesen, wer auch immer hier weitermacht, der kann sicher sein, das Rojental braucht eine gastronomische Basis. Innerrojen möglicherweise als Fremdenverkehrsweiler oder Zweitwohnsitz? Aber da gibt es eben den Flickerhof 1 und den landwirtschaftlichen Teil des „Haus Rojen“. Was wäre der Ort ohne wenigstens zwei Ställe mit Kühen darin, sagen, wünschen, hoffen die Spurensucher.

Die Freiheit in der Gestaltung des Arbeitstages kann nun aufgrund technischer Hilfen auch als solche empfunden werden und eine angemessene Sicherung der wirtschaftlichen Existenz, wovon die „Zeitzeugen“ viele Jahre nur träumen konnten, das ist zumindest im winzigen Alpenmosaiksteinlein Rojental heute Realität. Auf deren Nachkommen wartet eine ganz andere Herausforderung: die Konfrontation mit Einsamkeit und – Langeweile.

Jahrhunderte lang ist kaum jemand fortgezogen aus Rojen, dessen St.-Nikolaus-Kirchlein seit Anfang des 14. Jh.s der kleinen Siedlung Schutz verleiht. Mehr als jetzt kann die Gemeinde wohl nicht tun, um „das Leben zu erhalten im Tal“, aber die neue Generation hat jetzt bessere Möglichkeiten zu entscheiden: „Sollen wir gehen oder bleiben?“

Zum Schluss noch ein Wort: *Ich möchte mich bedanken!*



*Die Bewohner von Rojen haben uns so freundlich aufgenommen und das Unternehmen „Rojen 30 Jahre später“ aufgeschlossen unterstützt. Die Wiederbegegnung mit den „Zeitzeugen“ und das Kennenlernen der jungen Generation werden wir nicht vergessen.*

*Eine große Hilfe war mir auch Herr Hubert Schöpf, der als Fraktionsvorstand von Reschen auf alle Fragen der Städterin gelassen und kompetent eine Antwort wusste.*

*Und an dieser Stelle möchte ich unbedingt erwähnen, dass diese Arbeit ohne die beratende Gegenwart meines Mannes und seinen Einsatz am Computer wohl nicht hätte verwirklicht werden können.*

Abb. 24  
Innerrojen

Alle Abbildungen: Bernd Bauhaus

*Anschrift:  
Ursula Bauhaus,  
Bruckwiesen 2,  
D-72622 Nürtingen-  
Hardt*

Wie wird es weiter gehen?